

Limmat Spritzer

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **87 (1961)**

Heft 27

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

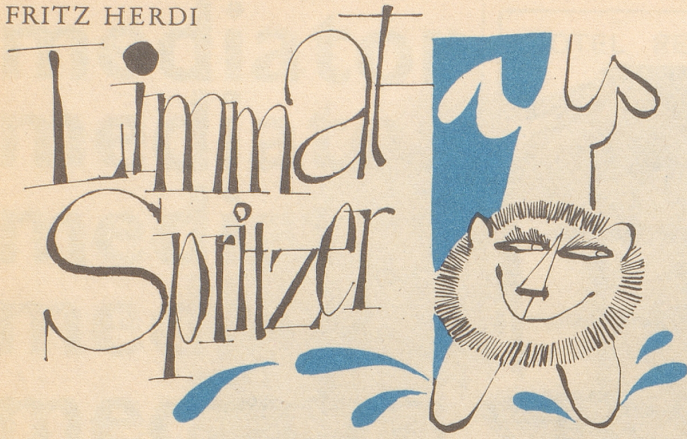
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Telefon bis Teleföhn

Anfangs 1881, also vor runden 80 Jahren, wies das Zürcher Telefonnetz 144 Abonnenten – darunter den damaligen Nebelspalter-Redaktor Nötzli an der Ankengasse – auf, nachdem am 21. August 1880 als erster zürcherischer und zugleich schweizerischer Abonnent die Firma Orell Füssli und Co. eingetragen worden war. Neun Jahre brachten nur 1000 Abonnenten; noch 1882 erklärten weltbekannte Industrie- und Handelsfirmen in Winterthur, sie hätten absolut kein Bedürfnis, «mit Zürich zu telefonieren». 1942, also 62 Jahre nach Eintragung des ersten Abonnenten, zählte man in Zürich genau 50 000 Anschlüsse; aber schon zehn Jahre später, am 16. April 1952, durfte der 100 000. stadtzürcherische Abonnent einen jener Blumensträuße in die Arme schliessen, den die Presse stereotyp als «prachtvoll» zu bezeichnen pflegt. Heute ist es mit den Telefonanschlüssen wie mit den ehewilli-

gen Männern: die Nachfrage übertrifft das Angebot. Wer keinen eigenen Apparat hat, telefoniert bei Nachbar Meier oder falls dieser wie üblich nicht zu Hause ist, wenn man ihn braucht, in einer öffentlichen

Telefonkabine

Ich meine: sofern er dazukommt. In der Kabine nämlich steht meistens schon jemand, dessen Nachbar Meier auch nicht daheim war. Heute ist es, soweit mein im anatomischen Bezirk nur knapp geschultes Auge erkennen kann, eine Sie. Den linken Handschuh hat sie ausgezogen, auf dem anmutigen Köpfchen schaukelt ein ... fast sträuben sich Zunge und Feder, diese köstliche Kreation durch den banalen Ausdruck «Hut» zu entweihen; das ganze zierliche Wesen steht auf zwei Bleistiftabsätzen, mit der handschuhlosen Rechten wird unter Zuhilfenahme der Lin-

ken ein Kugi aus dem Handtäschchen manövriert, welches seinerseits auf dem geöffneten Abonnentenverzeichnis ruht, während der Hörer für einen Augenblick zwischen Schulter und Backenknochen in der Klemme steckt. Und dann: verklärtes Lächeln, für mich in Profilsansicht, kurzes Stirnrunzeln, bejahendes Nicken, wegwerfende Bewegung, eifriges Notieren ... aha, das wird die Adresse, die gewünschte Auskunft sein ... gleich werde ich an die Reihe kommen. Doch der Kugi stockt, die Rechte fährt hoch, der ausgestreckte Zeigefinger pendelt von links nach rechts, von rechts nach links: habe ich wohl den Scheibenwischer abgestellt?

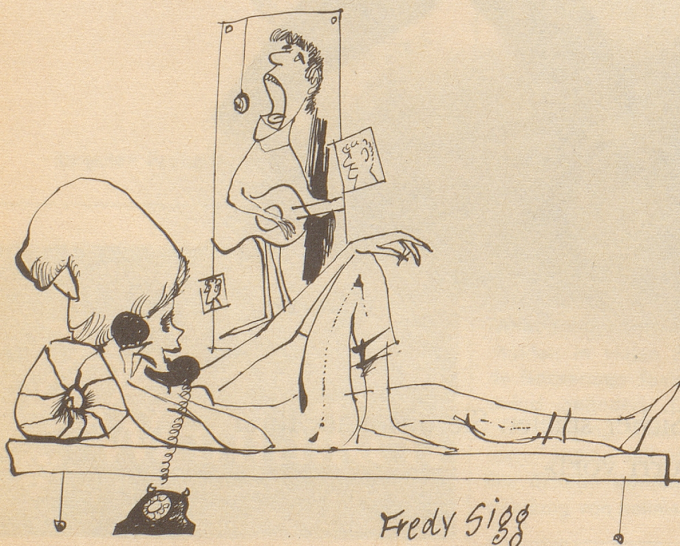
Nicht aufregen, nicht aufregen! Ich stehe ja erst seit fünf Minuten hier. Sechs Minuten soll man mindestens warten, bevor man durch Grimassenschneiden, Türe aufreissen und Fortissimokommentare die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. In der Kabine tut sich etwas. Das holde Wesen wirft den Kopf trotz zurück, macht Schmollmündchen; die Hand, zum Fäustchen geballt, hämmert energisch auf die Telefonbücherei, streckt sich wieder, dirigiert ausladend und ausmalend ein Largo, streicht, Handrücken nach oben, ein nicht vorhandenes Seidenkleid glatt; Kopfschütteln, Nicken vertikal, Beschwörung, Beschwichtigung, sanftes Zureden im Landarztstil vergangener Posthornepoche, Griff nach dem Taschenspiegel, nach dem Handschuh, nach dem Taschenbügel ... aha, gleich werde ich an die Reihe kommen ... Leider, leider: die seelische Kurve verfehlt! Der Handschuh fliegt aufs Buch, die junge Dame greift sich an die Stirn, Zeige-, Mittel- und Ringfinger massieren sinnierend die Schläfe; all das wäre für den Telefonpartner ein Schauspiel, wenn Videophons nicht nur in San Diego, sondern auch in Zürich in Betrieb wären. Ungeduld huscht übers zarte Gesicht, die Kabinentür wird zu einem Drittel aufgestoßen, ich erhasche noch ein paar Worttrümmer: «... nein ... nein ... nein ... ja, klar .. nein, das andere ... natürlich ... natürlich nicht ... natürlich ... natürlich nicht ... doch, immer noch ... ja ja ja ja ja ja ... nein, nie im Leben ... um halb sieben, tschau!»

Ei der Tausend, endlich haben wir es geschafft! Nach 23 Minuten Warten stehe ich in der Kabine, in milde parfümiert-dumpfigem Klima, überlege eben, daß mein Anruf inzwischen sinnlos geworden ... «Äxgüsi, gänd S mer doch au min Schirm na use, dä Hagel hett ich fascht vergässe!» Und endgültig entschwebt die Holde. Nun ja.

Falsch verbunden

In den Anfängen des Zürcher Telefons war das Telefonbuch so überflüssig wie das von Robert Stolz im Schlager «Hallo, du süße Klingelfee!» besungene Telefonfräulein unentbehrlich. Um mit einem Abonnenten verkehren zu können, mußte man laut erster Gebrauchsanleitung der Zürcher Telefon-Gesellschaft vermitteltst Kurbeln am Läutwerk des Mordsdonnerskastens, der damals etwa an der Wand hing, vorerst die Central-Station anrufen, dann das Telefon vom Haken angeln, fest ans Ohr halten und auf die Anfrage «Was beliebt?» warten. Hierauf teilte man der Station mit, mit wem man sprechen wollte, und wartete (das Telefon immer am Ohre haltend), bis die Central-Station durch den Ruf «Vorwärts!» das Zeichen gab, daß ... Undsowweiter. Zwischendurch konnte man ein Späßchen schauen: «Fräulein, ich stelle Sie mir nach Ihrer Stimme groß und schlank vor, blond und so.» Das Uebliche. Gelegentlich wurde man falsch verbunden, und nach einer Statistik von ehemals sollen mehrere Prozente aller Ehen durch falsche Telefonverbindung zustande gekommen sein. Die Scheidungsstatistik läßt auch im weiteren Sinne auf zahlreiche falsche Verbindungen im Leben schließen.

Heute wird automatisch verbunden, und wer noch immer sich mit einem «Falsch verbunden!» aus der Sache wetzt, müßte zeitgemäßer bekennen: «Entschuldigung, ich han falsch ii-gschellt!» Mit dem Telefonfräulein kommt man allenfalls noch über Nummer 11 in Kontakt, obwohl das sachliche «Uuskunft, Si wünsched?» zum Palaver weder animiert noch animieren soll, so daß oft nur Dickhäuter anschließend doch noch ihre weltbewegenden Fragen an die Frau bringen: «Losed Si, Frölein, es gaht um e Wett, mi Frau behauptet ... wie



DER SCHOKOLADEN-KNIGGE
Frohe Menschen, Party-Stunde,
Tobler-Schoggi macht die Runde.

Dein Herz wählt



buechschabiered Si Batyscaph? ... Si, chönds mer da hälfe, Schwach-sinnige mit föif Buechschtabe, de dritt isch es «b?» Beinahe falsch verbunden!

Eine Anregung für Nummer 11 sei nicht unterschlagen. In Budapest, las man vor Jahren, wurde der Telefonistin «Hallo» durch «Viel Glück zum Erfolg des Fünfjahresplanes!» ersetzt, während Hotelgäste in Havanna neuerdings von der Hotel-Klingelfee mit «Vaterland oder Tod, die Nummer bitte!» begrüßt werden. Wie wär's denn, wenn man das stereotype «Uuskunft, Si wünsched?» je nach Saison durch eine Introduction etwa im stadtpräsidialen Stile wie «Sind lieb miteinander!» oder in der Preislage «Hofentli hämmer schöns Wätter am Chnabeschüßel!» und gar «Die Eierhänd abschlage!» ersetzen würde?

Aanensen bis Zysset

Mit dem Siegeszuge des Telefons synchronisiert ist der Umfang des Abonnentenverzeichnisses, das in Zürich von Aanensen bis Zysset führt. Ein Kindertraum: am Anfang oder am Ende des Buches eingetragen zu sein. Das waren noch Zeiten, als der New Yorker Zyzwow dem Herrn Zzyzz – sprich «Zzyzz», wie das Geräusch beim Öffnen einer Flasche Mineralwasser! – seine Schlußlicht-Position überlassen mußte! Und welche Sensation, im Zürcher Verzeichnis ohne Wissen um den Vornamen des Gesuchten einen einzigen von 1000 Schmid, Keller oder Huber, einen bestimmten unter 1800 Müller – darunter 100 Ernst und 120 Hans Müller – oder gar einen Mitmenschen Meier aus über 2000 Mayer, Meier und Meyer herauszuschälen!

Teleföhn

Das haben Sie bestimmt auch schon erlebt: das Telefon läutet. «Hallo, Kunz!» Knacks. Aufgehängt auf der andern Seite. Mit Varianten. Manchmal hört man zwei, drei Atemzüge, bevor es knackst. Mitunter flitzt ein einziger Satz durchs Kabel: «Me hätt Si scho gsee geschter zabig, Si truurige Fink!» Päng, aufgehängt. Ein Anruf in der Frühe um vier. Wer brächte es übers Herz, den Hörer nicht abzunehmen. Es könnte doch ... Schlaftrunken: «Ja, Schneebebi, was isch?» Knacks, aufgehängt. Anonymer Schabernack; man ist wütend und gleichzeitig unruhig. Einmal meldete einer um zwei Uhr morgens: «Wir machen bloß ein Spielchen, stechen mit der Stecknadel ins Buch, und jetzt hat's gerade Sie getüpfelt. Die Chance ist ja klein: 1 zu 155 000 Tjüs!» Oder dann: «Und mir de Bus vor de Nase ewägg. Zahl ich dann kei Schtüüre? Zää

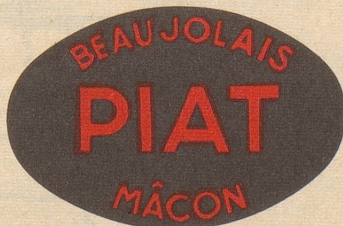


Minute Ziit zum Pläuderle; wänn ich dänn uufhäng, isch de nöch-schti Bus daa, gäll!» Teenager spezialisieren sich – nach dem Vorbilde Amerikas, wo Zweit-Anschlüsse für den lieben Nachwuchs propagiert werden – neuerdings auch in Zürich auf Marathon-Tele-

pläusche, besonders wenn Kollegen mit Röteln oder sonstigem Anstekkendem in der Klappe liegen. Mittwochnachmittagsanrufe, die bis zu drei Stunden dauern, sind keine Seltenheit ...

Jede noch so wertvolle und segensreiche Erfindung hat ihre Schattenseiten. Komisch: als Edison den Vorläufer unseres Grammophons schuf, nahm er als erstes die Titi-Worte «Marie hatt' ein kleines Schaf» auf. Als Erfinder Philipp Reis sein erstes Ferngespräch von einer Privatwohnung zum physikalischen Schulkabinett führte, soll er als erstes die historischen Worte «Die Pferde essen keinen Gurken-salat» telefonisch übermittelt ha-

ben, worauf der Lehrerkollege am andern Ende der Erfindung zurückmaulte: «Das weiß ich, alter Schafskopf.» Ein Teil unserer Schallplatten und Telephonate sind bis zum heutigen Tage nicht wesentlich über dieses Anfangsniveau hinausgekommen.



Bezugsquellennachweis: E. Schlatter, Neuchâtel

